

Nekr
H
237

Johann Conrad Hug

1799 — 1867

als Pestalozzischüler und Erzieher.

Zum 200. Geburtstag Heinrich Pestalozzis, 12. Januar 1746

Von Dr. Wilhelm Göttinger

Separatabdruck aus dem Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1946

Buchdruckerei a/b. Sihl AG. Zürich 1945

Herrn
Direktor E. Rüd
mit freundschaftl.
Gruß

Der Verfasser
Dr. W. Götzinger

Zürich, im Dezember
1945.

G 80-0460

Will. Frei
Kilchberg



Johann Conrad Hug

1799—1867

als Pestalozzischüler und Erzieher.

Zum 200. Geburtstag Heinrich Pestalozzis, 12. Januar 1746.

Von Dr. Wilhelm Götzinger.

Vorwort.

Dem ausgeprägten Familiensinn einer im Jahre 1919 verstorbenen Verwandten des Herausgebers ist die Erhaltung einer lückenlosen Reihe von Briefen zu verdanken, die ihr Schwiegervater, Pfarrer Johann Conrad Hug, als angehender Zürcher Theologe aus dem Welschland nach Hause geschrieben hatte. Die ganze Sammlung umfaßt 84, im Original tadellos erhaltene Briefe aus den Jahren 1822—1828. Die ersten 15 stammen aus Yferten (Yverdon), wohin Hug, wie er selbst sagte, auf den Rat seines Vaters gezogen war, „um sich mit dem Wesen der Pädagogik bekannt zu machen“. Kein Ort in der Schweiz hätte sich besser dazu geeignet, lebte und wirkte doch hier damals noch Heinrich Pestalozzi, dessen Frau, Anna Schultheß, eine Muhme von Hugs Mutter, auch einer geborenen Schultheß, gewesen war. Die Schilderung des überaus regen geistigen Lebens in dem kleinen Yferten mit seinen mannigfachen Erziehungsanstalten bildet denn auch den Hauptinhalt jener 15 Briefe vom Frühjahr und Sommer 1822, die wir hier auszugsweise veröffentlichen.



An sie reihen sich unmittelbar 10 Briefe aus Genf, wo sich Hug in erster Linie um der bessern Erlernung der französischen Sprache willen aufhielt. Die ersten 4 davon sind inhaltlich mit Iferten noch eng verbunden.

Der Großteil der Briefe aber, umfassend die Nummern 26—69, wurde in den Jahren 1823—1826 geschrieben, die Hug als Hauslehrer und Erzieher von drei Knaben in der waadtländischen Landschaft verbrachte. Die letzten 15 Briefe stammen aus einem zweiten Genfer Aufenthalt und dem Anfang von Hugs erster Pfarrpraxis als Vikar in Dübendorf.

Entsprechend diesen verschiedenen Briefgruppen gliedert sich die nachfolgende Bearbeitung in folgende Abschnitte:

	Seite
I. Joh. Conrad Hug im Kreise seiner Familie . . .	111
II. Bei Vater Pestalozzi in Iferten	114
III. Sprachstudien und gesellschaftliche „Politur“ in Genf	125
IV. Als Erzieher in Lavigny	130
V. Absteher nach Paris. Wieder in der Heimat . . .	140

Die Orthographie der hier abgedruckten Briefstellen folgt genau ihrem Original, ohne indessen die häufige Inkonsistenz in bezug auf die Anwendung großer oder kleiner Anfangsbuchstaben wiederzugeben. Auch die Satzzeichensetzung hat der Herausgeber um des leichtern Verständnisses willen meistens unsern Gewohnheiten angepaßt.

Die vollständige Adresse des Empfängers der meisten dieser Briefe lautet folgendermaßen:

Er. Wohlehrwürden

Herrn Pfarrer Hug

abzugeben in der Musikhandlung

der Herren Gebrüder Hug

Renneweg No. 300 kl. Stadt
in Zürich.

I. Johann Conrad Hug im Kreise seiner Familie.

Johann Conrad Hug, der Verfasser der hier vorliegenden Briefsammlung, wurde im Jahre 1799 geboren. Sein

Vater, Jakob Christoph Hug, an den sämtliche Briefe gerichtet sind, amtierte damals (1798—1807) als Pfarrer in Thalwil. Als zu jener Zeit der Musiker Johann Georg Nägeli, der „Sängervater“, in Zürich eine Musikalienhandlung gründete, schoß ihm der musikverständige Pfarrer Hug sein eigenes und seiner Frau Vermögen als Darlehen vor. Das damit verbundene Kontrollrecht nützte Hug indessen allzuwenig aus, so daß er bald genug einsehen mußte, daß unter der wenig geschäftskundigen Leitung Nägelis sein Kapital Gefahr lief, verloren zu gehen. Er nahm deshalb, zusammen mit seinem Bruder Caspar, die Leitung des Musikhauses selbst in die Hände, versah aber gleichzeitig das offenbar weniger Zeit in Anspruch nehmende Pfarramt „Zum Kreuz“ in Zürich. Noch in Thalwil hatte sich Pfarrer Hug verheiratet, doch starb seine Lebensgefährtin schon im Jahre 1820, nachdem sie ihrem Manne drei Söhne und zwei Töchter geboren hatte. Unterdessen hatte die Musikhandlung finanziell beständig zu kämpfen, bis der zweite Sohn Pfarrer Hugs, Jakob Christoph, eine einträgliche kaufmännische Stellung in Petersburg ausgab, um das väterliche Geschäft zu übernehmen, das er denn auch mit der Zeit zu ansehnlicher Blüte brachte¹⁾.

Von Jakob Christophs älterem Bruder, Johann Conrad, dem wir unsere Brieffammlung verdanken, soll später ausführlicher die Rede sein. Pfarrer Hug besaß aber noch einen dritten Sohn, den im Jahre 1803 geborenen Heinrich Hug. Dieser war anfänglich ein zarter Knabe und sollte auch Theologie studieren. Doch zog es ihn mehr zur Juristerei. Er begann seine Fachstudien am Collegium humanitatis in Zürich und war zu dieser Zeit auch eifriges Mitglied des Bofingervereins, der wenige Jahre vorher gegründet worden war. 1824 begab er sich nach Berlin, im folgenden Jahre nach Göttingen zur weiteren Ausbildung durch hervorragende Professoren. Im Gegensatz zu dem leichtsinnigen Leben zahlreicher damaliger „Studenten“ lebte Heinrich Hug sehr zurückgezogen ganz seiner fachlichen Ausbildung. Sein letztes Studienjahr verbrachte er in Heidelberg und bestand dort mit höchster Auszeichnung („post examen praeclara cum laude“) seine Doktorprüfung. Dann kehrte er

¹⁾ Die Gründungsperiode dieses heute angesehenen Geschäftshauses findet der Leser dargestellt in der im Jahre 1932 erschienenen Festschrift: „125 Jahre Musikalien- und Instrumentenhandlung Hug & Co. 1807—1932“.

nach Zürich zurück. Sein oberstes Ziel war immer gewesen, seinem damals durch Parteizwistigkeiten zerrissenen Vaterlande zu dienen, sei es in der Stellung eines höhern Beamten oder als Lehrer der Rechte an einer Hochschule. Da sich ihm aber in seiner engern Heimat — zum Theil infolge von allerlei Intrigen — keine Aussicht bot, seine Herzenswünsche zu befriedigen, nahm er eine von befreundeter Seite ihm angebotene Stellung als Verhörrichter in der Basel-Landschaft an. Gleichzeitig übertrug man ihm das Amt des Obergerichtschreibers in Liestal.

Heinrich Hug geriet nun aber gerade in jene unruhige Zeit, wo Stadt und Landschaft Basel wegen entgegengesetzter Anschauungen und infolge des Machthungers der konservativen Stadt gegenüber dem freiheitlich gesinnten Lande in böser Feindschaft zu einander standen. Ja, diese führte geradezu zu einer kriegerischen Auseinandersetzung. Da war es just der jugendliche Gerichtschreiber aus Zürich, der in seiner unwandelbaren Treue zu dem Lande, in dessen Diensten er stand, an die Spitze jener bewaffneten Schar trat, die den baselstädtischen Truppen im August 1833 sich entgegenstellte. Die Landschaft erkocht gegenüber einer starken Uebermacht einen glänzenden Sieg, was aber leider nicht hinderte, daß Dr. Heinrich Hug sein Leben im Kampfe lassen mußte. Sein mannhafter Tod erregte allgemeine Trauer, und man bereitete ihm eine Totenfeier, wie sie damals nur selten gesehen wurde. Ein Jahr später setzte ihm einer seiner Freunde in der 48 Druckseiten starken Gedächtnisschrift „Erinnerungen an den im Kampfe der Basler Landschaft am 3. August 1833 gefallenen Dr. Heinrich Hug von Zürich“ ein ehrendes Denkmal.

Und nun kehren wir zurück zur Hauptperson unseres Aufsatzes, Johann Conrad Hug, dem Erstgeborenen des Pfarrers Johann Christoph. Mit Bedauern sei gleich anfangs festgestellt, daß über sein Leben, vornehmlich seine Jugendzeit, die Quellen nur spärlich fließen. Hätte er nicht selbst im siebzehnten seiner Briefe an den Vater (datiert Genf, 16. Oktober 1822) einen ziemlich ausführlichen Rückblick auf sein bisheriges Leben geworfen, so wären die ersten 23 Jahre seines Daseins für uns zumeist in Dunkel gehüllt. Wir wissen, daß Johann Conrad im Jahre 1799 in Thalwil das Licht der Welt erblickte, 1807 mit seiner Familie nach Zürich kam, nach dem Besuche der

Elementarschule Theologie studierte und sich 1822 auf seines Vaters Rat nach Ifferten begab, um dort die Grundzüge der Pädagogik kennen zu lernen. Ueber die kommenden 6 Jahre, die am meisten zu seiner körperlichen wie geistigen Entwicklung beigetragen haben, sind wir nun aber gut unterrichtet eben durch jene ununterbrochene Reihe aufschlußreicher und seine Anhänglichkeit an die Heimat bekundender Briefe, die er aus der Fremde an seinen Vater und auch etwa an die Geschwister schrieb. Fünfzehn dieser Dokumente stammen aus Ifferten selbst und umfassen die Monate April bis anfangs August 1822. Ihnen sei der wichtigste Teil dieser Veröffentlichung gewidmet.

II. Joh. Conrad Hug bei Vater Pestalozzi in Ifferten.

Anfangs April 1822 langte Hug in Ifferten an und wurde von allen Seiten freundschaftlich aufgenommen, besonders von seinem „Oncle“ Heinrich Pestalozzi, den er mit seinen 76 Jahren noch „erstaunlich lebhaft und bei sehr gutem Verstande“ antraf. Seine Wohnung nahm er fürs erste bei Herrn Knusert²⁾, der aber mit seiner ganzen Familie besser französisch als deutsch sprach. Er leitete ein eigenes Institut und bot dem jungen Zürcher gleich eine Stelle als Lehrer an, die dieser aber ausschlug, um sich ausschließlich seinen Studien widmen zu können. Den Preis für Kost und Logis fand Hug ziemlich teuer „im Verhältnis zu der Wohlfeilheit der Lebensmittel und dem wenigen, was man bekommt“. — „Herr Pestalozzi lud mich ein, zu ihm zum Essen zu kommen, wann und so oft ich wollte. Gestern gab er einem Englischen Geistlichen, der die Englischen Pensionäre in seiner Anstalt unterrichtet, den Abschied. Die halbe Tafel bestand aus Engländern, und ich hatte das Vergnügen, Englische Sitten und Englischen Kallsinn zu sehen, ohne in London zu seyn.“

Am „hl. Ostertag, den 7ten Aprill“, schreibt Hug: „Pestalozzi lebt und webt noch immer in seinen Ideen; durch seine Gegenwart wird noch alles zusammengehalten. Aber ist er einmal todt, so gibt's Krieg zwischen Schmied (einem von

²⁾ Es handelt sich um den aus Appenzell gebürtigen Pestalozzischüler Aloys Knusert, der eine „Französisch-deutsche Sprachlehre“ verfaßte, die 1827 in St. Gallen bei Bollhofer und Büblin erschienen ist. Freundliche Mitteilung von Herrn Prof. Dr. Hans Stettbacher.

Pestalozzis Mitarbeitern, dessen äußeres und inneres Bild Hug später zeichnen wird) und Gottlieb (dem einzigen Enkel von Heinrich P.), und dieser wird wohl unterliegen, denn er ist an Geist und Schlaueit der Schwächere. Überhaupt scheint mir Gottlieb wenig für einen Erzieher sich zu schicken. Im Äußern scheint er ein galanter Herr zu seyn, aber sobald man ihn sich bewegen und handeln sieht oder ihn reden hört, so bemerkt man an ihm noch den Gerber, den Schwäger, den Grobian...“

Häufig spricht dann Hug von den weitem Mitarbeitern des Meisters, besonders von Johannes Niederer, 1779—1843, zuerst Pfarrer in der Ostschweiz, später Pestalozzis hervorragendster Jünger, der zusammen mit seiner begabten Frau das von Pestalozzi in Yferten gegründete Töchterinstitut leitete. Ein anderer Lehrer, Hermann Krüsi von Gais, 1775—1844, wirkte mit Erfolg zuerst im Institut Heinrich Pestalozzis, dann in einer eigenen Erziehungsanstalt, später als Vorsteher der neugegründeten Kantonschule in Trogen und schließlich als Leiter des appenzellischen Lehrerseminars in Gais. Diese zwei Pädagogen standen auch in schriftlichem und persönlichem Verkehr mit Hugs Vater.

„Stadt und Umgebung von Yferten gefallen mir recht wohl. Die Leute kenne ich noch nicht, doch sind sie Franzosen (Welsch-Schweizer), wie man bald merken kann. Bei unserm 78jährigen Onkel allein ist es mir sehr wohl. Er bekümmert sich mit zürcherischer Mundart noch um alles, was bei euch vorgeht, interessiert sich für das Schulwesen sehr, fragt nach dem politischen Leben unseres Freistaates, schildert das Wesen und den Charakter einzelner Staatsmänner von Zürich; freut sich, daß man seiner noch gedenkt. Er liest die meisten Schweizerzeitungen, stellt mich allen Freunden als sein Vetter von Zürich vor und beschämt mich dadurch nicht wenig...“.

Wenige Tage später, am 12. April 1822, gibt der junge Hug eine Art Tagesprogramm zum besten: „Der gewöhnliche Gang meiner Beschäftigung ist so: Des Morgens ungefähr à 6—7 Uhr lerne ich französische Vocabeln, die ich etwa Herrn Knusert vorlese, damit ich einen guten Accent bekomme. Dann fange ich an, die Regeln in der Grammatik zu studieren und sodann gehe ich an's Übersetzen... Nachmittags wird darin fortgefahren, zuweilen ein Institut besucht, die Bemerkungen auf-

notiert; dann Klavier gespielt, Briefe geschrieben, dann nach dem Abendessen mit Freunden spaziert und zugleich französisch gesprochen.

Einem sehr ausführlichen, eng geschriebenen Brief vom 2. Mai 1822 an den „Geliebten Vater“ entnehmen wir folgende, Johann Conrad Hugs Denken und Darstellen ins helle Licht setzenden Stellen: „Schon manchen Posttag hatte ich vergebens auf Briefe gewartet. Endlich kam er an, der langersehnte von Deiner theuren Hand... Du empfiehlst mir, nicht aus Enthusiasmus für die eine oder andere Ansicht allzu einseitig zu werden. Wirklich der größte Fehler, in den man bei den Studien irgend einer Kunst (und die Erziehungskunst ist wohl eine der wichtigsten) gerathen kann. Doch der bekannte Paulinische Vers soll mich auch darin soviel als möglich leiten. Auf keines Erziehers Fahne werde ich je unbedingt schwören, so wenig als auf die eines Theologen. Was ich immer Gutes und für mich und meinen Zweck Nützliches finde, das will ich mir geistig aneignen und zu meinem Organe machen — nie will ich fragen: Kann aus Nazareth auch etwas Gutes kommen?“

„Lachend und lieblich, wie ein heller, schöner Frühlingstag, kommt mir noch das Leben vor. Zwar habe ich auch etwa, wenn schon in Vergleichung mit Dir, keine bedeutenden Erfahrungen über den egoistischen Weltgeist, der lange Zeit unter dem Kleide lebenswürdiger Aufopferung wie der Wolf unter der Schafsdecke verborgen lag, gemacht; aber deswegen an der Tugend zu zweifeln und alle edeln Beweggründe von diesem Erdballe verbannt zu glauben, das kann und werde ich nicht. Wer an eigene Tugend glaubt, der glaubt auch zugleich an Anderer Tugend. Welch ein schreckliches Bild der Phantasie, allenthalben um sich her nur Teufel, nicht auch Engel zu erblicken!“

„Noch darf ich nicht sagen: Ich kenne Herrn Krüsi; doch jetzt lieb' ich ihn. Er spricht mich unter den übrigen Erziehern in Pferten weit am meisten an. Er gibt sich auch am meisten mit mir ab; er ist jetzt mein täglicher Lehrer, seit er mich einlud und er zweckmäßig für mich fand, den Curs seines Kopfrechnens mitten unter seinen Böglingen mitzumachen. Er eröffnet mir alle seine Gedanken und Ansichten über Erziehung und Bildung, ohne daß ich ängstlich fragen muß. Er wandelt mit mir Arm in Arm, wie ein Vater mit seinem Kinde, durch seine

Äcker und Gärten und eröffnet mir unter freiem Himmel seines Herzens Gedanken. Aber sieh' ihn nur an, den echt patriotischen Schweizerkopf und höre ihn sprechen! Wie viel natürliche Anmuth liegt nicht in seiner Miene und Wort! Seine Schüler lieben ihn ohne Grenzen, seine Lehrer ebenfalls. Sieh', aus Liebe zum Vaterlande wird er vielleicht bald Freunde, Haus und Hof verlassen, um seinem Vaterlande zu nützen. Gewiß ein schweres Opfer, aber er bringt es freudig dar!³⁾

Und in demselben Briefe: „Vater Pestalozzi, der jugendliche Greis, macht mir viel Freude. Ich gehe ungeladen zu seinem Tisch, so oft ich will. Welch eine Wonne für mich, wenn er sich vorzugsweise gerne mit mir am Tische unterhält. Er spricht vieles von Zürich, doch rühmt er nur wenig, denn er hat mehr gesehen, als ich glauben und wissen konnte. Lesthin sah ich ihn 2 kleine Kinder (wahrscheinlich waren es Engländer) jedes an einer Hand führen und mit ihnen spazieren gehn. Lekten Dienstag regnete es, er aber ging ohne Hut, ohne Stock und ohne Schirm am Arm von Schmid gegen den See hin lustwandeln. Ich schämte mich mit meinem Schirm in der Hand.“

„In Tserten gibt es Leute, die nicht sehr viel auf der Pestalozzischen Methode halten; es gibt Lehrer, die sagen: Wo ist der Nutzen, den sie stiftete, und werden die Menschen dadurch besser? Ich antwortete solchen noch nicht, ich sage nur so viel: Ist sie diejenige Lehrweise, durch welche es möglich ist, den Menschen auf den Grad wahrer Kultur zu bringen, auf den zu gelangen es menschlicher Weise möglich ist; entwickelt sie gehörig die moralischen, religiösen und wissenschaftlichen Anlagen des Menschen; führt sie auf ihn zurück, wie er ist, nicht, wie er seyn sollte, dann ist sie die wahre — doch nicht über der Form solle man den Geist verlieren. Passen andere Formen ebenso gut dazu, mit Freuden wird jeder wahrhaft gesinnte Lehrer sie annehmen und für seine Zwecke zu benützen trachten. Den einen ist es gegeben, sich auf diese, den andern auf eine andere Weise am verständlichsten zu machen. Beseelt nun alle das gleiche Prinzip, mag auch die äußere Lehrform verschieden seyn, sie werden gleiche Zwecke erreichen. Die Schüler Pestalozzis stimmen mit seinen Prinzipien überein, jeder aber

³⁾ Noch im selben Jahre trat Krüsi sein neues Amt als Vorsteher der Rantonschule Trogen an.

eignete sich dieselben auf eine besondere Weise an, und die Eigenthümlichkeit jedes von ihnen offenbart sich nur in der Verschiedenheit der äußern Form, unter der sie gleiche Principien vortragen. Herr Krüsi lehrt nicht wie Herr Niederer, Herr Näf nicht wie Herr Knusert, alle aber lehren nach den gleichen Principien. Wessen Leben und Wesen am meisten in dem Sinn Pestalozzi's eindrang, der, dünkt mich, wird am besten seine Methode zu lehren vermögen. Er muß gleichen oder ähnlichen Charakter, gleichen oder ähnlichen Sinn für Menschenbildung und Aufopferung haben; er muß ebenso tief in Menschenherzen blicken können, als der Vater es konnte. Dann ist er sein echter Schüler und fände er auch, daß die Form, die Pestalozzi für das non plus ultra hielt, nicht immer die zweckmäßigste sey. Thöricht scheint es mir aber, zu fragen: Was hat diese Methode genützt? Wer will das an den Fingern herzählen können? Immer hat sie 1000 mahl mehr genützt, als ein gehaltloses Formwesen, das jeden Sinn für Wahrheit, jedes Selbstdenken ertödtete und den Menschen zur Maschine machte... Sehr wohl gefällt mir Pestalozzi's Lieblingsgedanke, mit dem er sich jetzt beschäftigt und den er zu realisieren sucht, nemlich Erzieher zu bilden. Dafür ist nun seine Armenanstalt schade, wenn er indessen glauben sollte, das wären schon gute Lehrer, die mit seinen Excerpten in der Hand unterrichten könnten!"

„Ganz zum Schluß setze ich Dir noch eine Stelle aus meinem Notizenbuche hin. Der Zweck derselben ist, das Gesehene und Gehörte treu darzustellen, gerade wie es mir in die Feder fließt:

„Montags, den 15ten Aprill 1822. Im Institut von Herrn Niederer. Geographiestunde von 9—10, von Frau Niederer erteilt in Französischer Sprache.

Es waren über 30 Zuhörerinnen. Nebst mir waren noch *auditores honorarii*, Herr Stephanie, H. Meier, H. Kämmerer.

Ohne ein Heft vor sich zu haben, repetierte Frau Niederer das früher Gesagte zuerst. Sie erteilt jetzt eine Art politischer Geographie, sehr geistreich, für Töchtern von reiferem Alter berechnet; es wird ohne Karte gelehrt. Die einen der Töchtern notieren sich das Vorgetragene auf, die andern nicht. Nachdem Frau Niederer von den verschiedenen Regierungsweisen gesprochen hatte und diese Regierungsweisen auch auf die Familie angewandt und zugleich gezeigt hatte, welche die anwendbarsten

und besten seyen, ging sie auf die verschiedenen Regierungsformen der Schweiz über und fragte, was für Arten es gebe. Es ward im ganzen ziemlich gut geantwortet. Frau Niederer weiß sehr gut zu sprechen, d. h. sich popular auszudrücken und ins praktische Leben einzutreten, um den Töchtern, für die allerdings Aufmerksamkeit und Nachdenken sehr nötig ist, die Sache verständlich zu machen. Es scheint mir, daß indessen nur wenige im Stande seyen, die geistreichen Bemerkungen dieser Frau so ganz zu fassen. Indessen wird große Stille beobachtet, was besonders Töchtern große Überwindung kostet.“

*

Nunmehr hatte sich unser Brieffschreiber Johann Conrad Hug bereits zwei Monate in Yferten, am Südwestende des Neuenburgersees, aufgehalten, hatte mit offenen Augen vieles geschaut, mit gespißtem Ohr vieles erlauscht, all dies mit sich verarbeitet, um es als wertvolles Gedankengut dereinst in die engere Heimat und in seine endgültige Berufstätigkeit mit herüberzunehmen. Jetzt durfte er sich auch ein auf mannigfaltige Erfahrungen gestütztes Urtheil über das ungewöhnlich rege pädagogische Tun und Treiben an jenem zu europäischem Rufe emporgestiegenen Yferten gestatten, das er am „2ten Brachmonath“ (Juni) 1822 in einem eng geschriebenen, 14seitigen Briefe an seinen Vater zusammenfaßte. Aus diesem wahrhaftigen Zeitdokumente seien hier einige der bemerkenswertheften Einzelheiten wiedergegeben.

Über den geistigen Mittelpunkt jener pädagogischen Zentrale, wie man das kleine Städtchen Yferten damals wohl nennen durfte, schreibt Hug: „Pestalozzi dauert mich sehr; er sieht nicht mehr mit eigenen Augen. Immer spricht er die heiligsten Grundsätze aus, immer glaubt er sie in seiner Anstalt nun durch Schmied, der ihm sein rechter Arm ist, verwirklicht; immer täuscht er sich. — In dem Institute, in dem einst gegen 200 Zöglinge waren, leben jetzt nur noch 50, und viele wirklich schändlich vernachlässigt. Pestalozzi aber meint, es stehe jetzt am besten, als habe er es endlich dahin gebracht, daß sein Institut gleichsam Eine Familie bilde, in der alle Glieder Ein Herz und Eine Seele seyen, wo die ältern Kinder den jüngern hilfreiche Hand böthen, keine Uneinigkeit, kein Berwürfniß dieses wünschbare Verhältniß störe. Aber wie ist alles anders, wenn man mit

eigenen Augen sieht. Die Lehrer sind, wie natürlich, voll Mißtrauen gegen Schmied, und Schmied will allein herrschen; die Töchteranstalt steht unter der Leitung der Jfr. Schmied jgr.; aber gewiß auch sie ist nicht die Person, nicht die Erzieherin, die Zutrauen und Liebe der Kinder erwerben kann... Unter den Lehrern ist keine Gesamtverbindung; einige sind offenbar erbärmliche Kreaturen, die alles können, alles lehren, alles thun, wenn's nur Geld einträgt. Einige sind trefflich, aber nur einige, und was können diese zuwege bringen, da all' ihre Bemühung von den andern vereitelt wird?"

„Herr Niederer kam mir in seinen Privatunterredungen populärer vor als in seinem Religionsunterricht. Seine Anstalt ist in der That musterhaft, seine Gattin eine ausgezeichnete Hausmutter und Erzieherin. Von der Liebe, die die Böglinge Krüsis zu ihm haben, will ich gar nicht reden, er ist gegen alle wie ein zärtlicher Vater, wie ein treuer Hirte. Er scheint mir besonders Pestalozis liebevollen, aufopfernden Sinn in sich aufgenommen zu haben..."

„Gerne will ich jetzt noch, so gut es mir möglich ist, Dir die Anstalt von Herrn Näf ein wenig schildern.⁴⁾ Häufig, ja beinahe alle Tage, bin ich in diesem Institute, und da ich so freien Zutritt habe, so wird es mir desto leichter, das Thun und Treiben der Böglinge zu beobachten. Herr Näf erscheint mir als ein Mann, der mit gründlicher Kenntniß dessen, was er hier zu betreiben hat, einen festen Willen, geraden humanen Sinn und Charakter verbindet. Der ganze Entwicklungsgang bei allem Unterricht geht dahin, durch stufenmäßiges Fortbilden alles aus den Böglingen selbst zu entwickeln. Es ist in der That äußerst merkwürdig, wie durch den vom Einfachsten, von den Elementaranschauungen ausgehenden Unterricht den Böglingen nach und nach ganz abstrakte Begriffe können deutlich gemacht werden. Für die körperliche Ausbildung wird durch Baden, Reisen und vorzüglich durch das Turnen gesorgt. Sodann durch Schreiben, vorzüglich auch Zeichnen, nach Modellen und nach der Natur oder perspectivisch. Einige der Böglinge lernten auch schon tanzen. Das scheint wunderlich zu seyn, und doch können sie es lernen. Ihnen bestimmt das Tanzensehn der andern den schnellern oder langsamern Rhythmus. Handarbeiten verrichten

⁴⁾ Hans Konrad Näf, 1789—1844, war Gründer und Leiter eines Taubstummeninstituts in Yferten.

sie auch etwa, so oft sich Gelegenheit dazu biethet, z. B. Sägen, Holzspalten, Arbeiten in Holz etc.“

„Zu den für sie mechanischen Geschäften kann man dann auch das Aussprechen der Wortzeichen rechnen, sey es, daß man ihnen ein Wort vorspricht oder daß sie in einem Buche laut lesen. Einige, deren Sprechorgan glücklich gebildet ist, haben es dahin gebracht, daß sie eine Menge Wörter vernehmlich aussprechen, sobald man ihnen das Zeichen macht. Alle Zeichen, die gemacht werden, erfindet der Schüler selbst; der Lehrer lernt sie von ihnen ab. Manchmal haben sie daher verschiedene Zeichen für die gleiche Sache. Was ihnen an einem Gegenstand, einer Person oder Sache zuerst in die Augen fällt, das gibt die Veranlassung zum Nahmen. Einer bemerkte z. B. das erste Mal, daß ich mager sey, und nun ist mein ihnen allen verständliches Zeichen: sie drücken mit beiden Händen die Wangen einwärts. Herr Krüsi hat einen großen Backenbart; nun zerren sie an diesem Bart oder an der Stelle, wo dieser wachsen soll, um damit Herrn Krüsi zu bezeichnen.

Das Schwierigste und eigentlich die Hauptsache, um derentwillen sie da sind, ist, daß sie eine Schriftzeichensprache nicht nur verstehen, sondern selbst sich darin schriftlich ausdrücken und damit andern ihre Gedanken und Angelegenheiten auch schriftlich mittheilen lernen, so daß sie sich also nicht nur mit 1000 nützlichen Gegenständen bekannt machen, sondern auch ihre eigenen Ideen darüber mittheilen und sich auch dem verständlich machen können, der ihre Zeichen nicht versteht. . .“

„Vorzüglich wird auch auf ihre moralisch-religiöse Bildung Rücksicht genommen. Es ist bekannt, daß Taubstumme meistens etwas Falsches in ihrem Charakter haben. Wie schwer muß es nicht halten, besonders aus ältern Böglingen den eingewurzelten Fehler nach und nach auszurotten! Wie schwer ist, ihnen den Begriff von Recht und Unrecht beizubringen. Aber gerade für ihre sittlich-religiöse Bildung wird von Herrn Näf vorzüglich gesorgt!“

„Auffallend groß ist gewiß der Unterschied, den man in dem Böglinge bemerkt, wenn er wieder aus dem Institute tritt, besonders wenn er eine ziemliche Zeit dort verlebte. Moralisch und intellectuell ein neues Wesen, wird er sich nun mit Freuden dem künftigen Beruf widmen. Er fühlt nicht mehr die drückende Langeweile, die ihn ehemals befallen mußte; er ist nun selbst im Stande, sein Fortkommen zu sichern.“

„Nichts wäre wünschenswerter, als daß auch Zürich eine solche Anstalt hätte. Immer mildert sich indessen das Mitleid, das ich für diese Unglücklichen fühle, wenn ich bedenke, daß sie selbst nicht wissen, was ihnen fehlt, daß sie nur eine leise Ahnung davon haben, daß es noch vollkommenere Menschen auf der Erde gibt. So betrübt sich auch der Taube nicht darüber, daß er nicht hört, weil er nicht weiß, was hören ist. . .“

*

Eine schon früher geplante und mit seinem Vater besprochene kleine Reise in die Nachbarschaft brachte dem Studiosus Hug willkommene und seinen Welschlandaufenthalt intensiv fördernde Abwechslung. In der von Ifferten aus leicht erreichbaren Stadt Freiburg an der Saane lebte und wirkte damals der Pater Grégoire Girard, etwa 20 Jahre jünger als Pestalozzi. Als Reformator der freiburgischen Primarschulen erfreute er sich eines weit über seinen engeren Wirkungskreis reichenden Rufes⁵⁾. Diesen hervorragenden Schulmann wünschte Hug persönlich kennen zu lernen, und er ruhte nicht, bis er sich durch seines Vaters Vermittlung ein Empfehlungsschreiben an ihn aus der Hand des Herrn Obrichter Ulrich in Zürich verschafft hatte. Drei von den 15 wohlerhaltenen Hug'schen Briefen sind vor allem der Persönlichkeit und dem Wirken Pater Girards gewidmet.

Am 9ten Brachmonath 1822 schreibt Hug von Freiburg aus an seinen Vater: „Lezten Donnerstag abends bin ich hier glücklich angekommen. Durch die gütige Fürsorge des Herrn Girard zog ich am Freitag in ein Privathaus ein, in dem ich für meinen hiesigen Aufenthalt ein kleines Zimmerchen bekam. Ich habe nun vorgestern und gestern die Schulen besucht und schon mehrere Mahle mit Herrn Girard gesprochen. Beim ersten Zusammentreffen machte mich die Rutte des P. Girard ein wenig scheu; es war mir immer, als sollte ich diesen Mann nicht in Mönchskleidern sehen. Doch da ich ja wohl weiß, daß nicht das Kleid den Mann macht, so werde ich nach und nach des Kleides weniger achten. . . Schon in diesen wenigen Tagen hatte ich Gelegenheit, vieles zu bemerken, das mir aufstieß und das nur den Freiburgern eigen ist. — Jesuiten sah ich noch

⁵⁾ Sein Bildnis zierte unsere 30er Pro Juventutemarkte des Jahres 1935.

keine mit Wissen; sie sind von der Mehrzahl gehaßt und gewinnen dennoch immer größern Einfluß besonders auf den öffentlichen Unterricht. Bereits sind 10 am Gymnasium angestellt. Ein einziger Nichtjesuit ist dort noch Professor.“

„Heute war eine Procession. 100 von Bauern kamen in die Stadt. Letzten Donnerstag war gar ein großes Fest und daher ein noch größeres Gelage. Alles ist gut darauf angelegt, die Bauern arm zu machen. Sie selbst aber, die Freiburger, sprechen sehr verächtlich von diesen religiösen Ceremonien, denn sie sind ihnen wirklich nur „des farces et des bêtises.“

„Freiburg, 19ten Brachmonath. Geliebter Vater. Ich habe im Sinne, diesen Nachmittag wieder zu verreisen. Ich mache den Weg wieder zu Fuß, über Romont und Moudon⁶⁾. In kurzer Zeit hatte ich die ganze Stadt Freiburg durchstiegen; ich war allenthalben, wo etwas Merkwürdiges zu sehen ist, nur nicht im Collegium. Die Jesuiten sah ich alle beisammen in der Kirche. — Würde ich noch länger hier bleiben, so wäre es für mich auch ein Nachtheil wegen des Französischen, denn da wird schlecht Französisch und meistens Patois gesprochen. Es kommt mir in dieser Stadt vor wie die Verwirrung der Sprachen beim Babylonischen Thurbau. Das ist ein Geschnatter. Man sieht noch Perücken mit Haarsteckeln und gepuderte Damen in Menge. Unter allen Mönchen, die hier sind, gefielen mir die Franziskaner, wo auch H. Girard ist, am besten. Sie sind gar freundlich.“

„Die Grammatik von H. Girard habe ich beinahe ganz durchgelesen und wirklich darin einen Schatz von Sprachkenntniß gefunden, der in Erstaunen setzt. Ich kenne keine solche für die Deutsche. . .“

4. Juli 1822: „Noch den letzten Morgen vor meiner Abreise war ich ungefähr 1½ Stunden bei Herrn Girard. Er hatte da die Güte, mich auf einige Deutsch-Pädagogen aufmerksam zu machen, die ihn auf die Ansicht seiner Menschenerziehung hinleiteten, die er durch seine Grammatik erwecken will. Den 2ten Theil seiner Grammatik ging er dann nach ihren Hauptmomenten ganz durch. Dann entließ er mich durch Handdruck und den Worten: Berge und Thäler können sich nicht sehen, wohl aber Menschen. Also auf baldiges Wiedersehen!“

⁶⁾ Es war dies eine Wegstrecke von etwa 60 Kilometer.

„Vor allem aus muß ich bemerken, daß Herr Girard eine eigene Methode aufstellt oder wenigstens diejenige einiger anderer Pädagogen consequenter verfolgt und auf allen Unterricht ausdehnt. Darin ist er auch ungleicher Meinung mit Pestalozzi.“

„Die Sprache, sagt Hr. Girard, ist das einzige Mittel, den Menschen zum Menschen und zur wahren Humanität zu bilden. An die Sprache schließt sich alle Vernunftthätigkeit des Menschen an. Durch ihre Entwicklung und allseitige Ausbildung wird der Mensch selbst intellectuell, ästhetisch und moralisch-religiös gebildet. Er wird also nur durch sie seine wahre Bestimmung erreichen. An sie knüpft sich alles, was dem Menschen zeitlich und ewig frommt. Durch sie dringt alles in uns, und durch sie wirken wir auf andere. Die Erziehung wird sich also damit beschäftigen und darauf dringen müssen, daß durch den Sprachunterricht jene Iseitige Entwicklung des Menschen bewirkt werde. Daß aber durch den Sprachunterricht dieses alles sich erlangen lasse, soll durch meine Methode deutlich gemacht werden.“

*

Die zwei Wochen, welche Hug in Freiburg verbrachte, waren rasch verstrichen und hatten gar manche Frucht gezeitigt. Ende Juli kehrte er nach seinem Ifernten zurück, aber nur, um seine dortige Tätigkeit bald zu liquidieren. So viel Liebe ihm von seiten Pestalozzis und einiger seiner Mitarbeiter entgegengebracht worden war und so viele wertvolle Anregungen er dort empfangen hatte, so brannte ihm allmählich doch der Boden unter den Füßen.

Unter den führenden Köpfen des Pädagogenstädtchens drohte deren anfängliche Einigkeit und gegenseitige Verbundenheit infolge entgegengesetzter methodischer Ansichten ebenso sehr in die Brüche zu gehen wie aus Anlaß mehr persönlicher Mißverständnisse. So schrieb denn anfangs Juli Johann Conrad Hug an seinen Vater:

„Schon bin ich 1 Vierteljahr im Waadtland, und noch habe ich nie Lausanne, nie Neuenburg gesehen, und es ist doch an beiden Orten nur 7 Stunden weit. Ich sehne mich darnach, die Gegend am Genfersee, die hochgepriesene, ein Mahl zu sehen.“ Und dann 4 Wochen später, am 10. August 1822, lesen wir: „Ich habe, ich weiß selbst nicht warum, keine Ruhe mehr in Ifernten. Wenn nur schon eingepackt wäre!“

III. Sprachstudien und gesellschaftliche „Politur“ in Genf.

Vater Hug hatte seinem Sohne am 22. Juli aus Zürich geschrieben: „Wenn ich nicht irre, habe ich meine Meynung schon dahin geäußert, daß du noch tiefer in das eigentliche Wadtland, wo nur französisch gesprochen wird, gehen sollst. Genf hielte ich für den tauglichsten Ort, nicht um der Sprache willen allein, sondern damit du in den gebildeten Cirkeln all-dorten jene feinere Lebensart dir aneignest, die eine Bierde ist, ohne daß man nöthig hat, seine Individualität aufzuopfern. Eine gewisse Politur ist dem Jüngling nothwendig, besonders demjenigen, der als Pädagoge in höhern Ständen oder selbst als Chef einer Pension oder eines Institutes sich Credit schaffen will. — Alles Burschenleben bringt diese Politur nicht zu Stande. Dabey kann man dennoch ein freyer Mann sein, ein Vaterlandsfreund, ein für alles Gute und Schöne begeisteter Mensch bleiben. Ich höre aber, daß es in Genf sehr kostbar zu leben sey. Jedoch wird es dabey auf die Bedürfnisse ankommen, die jeder sich selbst schafft. . . Ich werde dir, wenn anders du dich entschließt, nach Genf zu gehen, Empfehlungen an Herrn Ulrich senden, der sich jetzt wahrscheinlich dort befinden wird. . .“

Diesen väterlichen Wink ließ sich Johann Conrad nicht zweimal erteilen, denn am 19. August 1822 wurde bereits sein erster Brief der Genfer Post übergeben, in welchem er nach Zürich von seiner Fußwanderung nach Lausanne und durch das „von Segensfülle strokende Seegelände“ bis Genf begeistert erzählte. Was der notgedrungen sparsame Vater vermutet hatte, wurde für den Sohn freilich peinliche Wirklichkeit, denn erst nach einer Reihe erfolgloser Gänge und Verhandlungen gelang es diesem, bei einem Herrn Grosjean, einem verunglückten Kaufmann aus einer der besten Genfer Familien, zu bescheidenem Preise ein einfaches Zimmerchen mit Verpflegung zu finden. „Die Frau ist sehr gefällig und besorgt, besitzt eine feine Lebensart und spricht gut Französisch. Doch geht's damit (bei mir) weit langsamer, als ich es nicht geglaubt hätte; besonders ist der Accent das schwierigste. Bei den 2 ersten Worten merkt man schon, daß ein Deutscher spricht. . . In Genf gefällt es mir im Ganzen; die Stadt hat in ihrer Umgebung so viel ähnliches mit Zürich. Auch die Geschichte läßt uns

Parallelen ziehen. Sonst merkt man nicht mehr, daß man unter Schweizern lebt, höchstens unter Genfern oder unter Franzosen. Wenn sie in den Canton Vadz gehen, so sagen sie: Wir reisen in die Schweiz. . .“

*

Ein langer Brief des jungen Hug vom 16. Weinmonat 1822 ist hauptsächlich einem Rückblick auf seine harte Jugendzeit im elterlichen Hause wie auch in den Schulen gewidmet, dann aber auch dem lang gehegten Wunsche, einst ein tüchtiger Prediger zu werden. Das setzte aber gar manches voraus, was ihm bisher noch fehlte. Er hat deshalb noch kein Verlangen, in seine engere Heimat zurückzukehren, sondern er will draußen in der Welt noch einige Jahre lernen zur Vorbereitung auf den ihm als Ideal vorschwebenden künftigen Beruf.

Immer und immer kommt aber Hug auch wieder auf seinen Aufenthalt in Pferten zu sprechen. Er nimmt sich sogar vor, eine kleine Abhandlung niederzuschreiben über das, was er in Pferten und in Freiburg sah und hörte. „Diese Schrift sende ich Dir zu, um sie dann der Zimmerleutengesellschaft zur Beurtheilung vorzulegen.“

Einen besondern Abschnitt desselben Briefes widmet Hug Pestalozzis Mitarbeiter Schmied. „Ich will noch versuchen, Dir mit einigen Worten Herrn Schmied, wie seine Erscheinung bei gegebenem Anlasse auf mich wirkte, zu schildern. Das sage ich zum voraus, daß ich nicht im Stande bin, die Richtigkeit meiner Ansicht zu verbürgen. Ein Mann von schlankem Körperbau, mehr groß als mittelmäßig von Gestalt, mit schwarzen Haaren, rothen, blühenden Wangen und schwarzem Barte, trägt ein blaues Kleid und ein weißes Brusttuch. Einen durchdringenden, scharfen Blick kann man ihm nicht absprechen. Zwei Vertiefungen in den Wangen, sonst die Zeichen freundlicher Leute, verunstalten sein Gesicht, wenn er zum kalten Lächeln seinen Mund verzieht. Sein Gang ist schnell, seine Reden gewöhnlich kurz und bestimmt, seine Thätigkeit unermüdlich. Er ist sehr im Reden gewandt, hat nicht wenig Verstand und meistert alles vortrefflich. Kam ich zu Herrn Pestalozzi und war er auch dort, so stieg er aus dem Zimmer; war ich beim Abendessen, so widersprach er oft dem alten Vater und sagte, wenn dieser ihn etwa unterbrach: Lassen Sie mich jetzt sprechen!

Beim Mittagessen richtete er nie ein Wort an mich, sprach zu den Kindern, die um ihn herum saßen, in seiner erzwungenen Wärme. Als ich ihm auf Herrn Pestalozzis Ansuchen die Schriften von Meier überbrachte (ein gewisser Meier hatte eine Darstellung von Schmied's Institut herausgegeben, und darin wurde, „wenn schon mit vieler Wahrheit, aber doch zu leidenschaftlich“ über Schmied und seine Familie, über den alten Vater und den Löffel von einem Enkel losgezogen), war er in einem Zimmer mit seinen 2 Schwestern. Ich trat herein, gab ihm die Schrift: „Schon gut, der Spikbube, der undankbare Mensch etc. etc. (eine seiner Schwestern wollte mir dann in aller Wuth erzählen, was man alles an Meier getan), „laß das seyn, wart, ich will ihn schon finden, den Hallunken“. Mir war es gar nicht heimlich unter solchen Leuten, ich entfernte mich alsobald... Wenn ich Meister wäre, so machte ich das, wie Niederer ihn in einem der letzten Versöhnungsversuche nannte, noch immer unerreichbare praktische Ideal der Erziehung zum Polizeipräsidenten oder zum Chef einer geheimen Polizei; denn zum Auspähen und Ausforschen der Gedanken scheint er wie gemacht zu seyn. Darum ist es ihm auch ein Leichtes, Hrn. Pestalozzi zu fesseln. Er stellt sich, als ob er nur Pestalozzis Rätthe befolge und gibt der Sache immer die Wendung, die ihm gefällt. Das sagt er dann natürlich Pestalozzi nicht, und Pestalozzi preist den Mann, der ihn geistig zu erfassen und seinen Ideen die praktische Anwendbarkeit auf eine so durchgreifende Weise zu geben vermag. Im Hintergrunde hohnlächelt das „Ideal“ über den leichtgläubigen, edeln, hochherzigen Greisen. Mit Recht könnte man ihn Ränkeschmied nennen. Das ist gewiß: wer mit ihm in nähere Berührung kommt, muß sich gefallen lassen, an der Nase herumgeführt zu werden. — Wahr ist's, er hat Pestalozzi's bürgerliche Ehre gerettet und weiß sehr gut, Vortheil aus allem zu ziehen. — Dixi.“

Soweit Hugs Bericht über allerlei Beobachtungen und Erfahrungen während seiner Lehrzeit unter den Augen und der Obhut seines von ihm hochgeschätzten Onkels und Meisters Heinrich Pestalozzi. Mochte ihn auch so manches enttäuscht haben, was er in Jferten und nachher in Genf gesehen und erlebte, so durfte er am Schluß des für ihn denkwürdigen Jahres 1822 doch sagen, daß dieses ihn um einen tüchtigen Schritt weiter gebracht habe, sowohl in der Ertüchtigung dessen, was

ihm bisher gemangelt, als auch in bezug auf die allgemeine menschliche Reife. Trotz alledem mußte er in seinem vom 26. Dezember 1822 datierten Neujahrsbriefe an den Vater gestehen, daß er mit sich selbst nichts weniger als befriedigt und noch allzu weit von dem Ziele entfernt sei, das er sich gesteckt habe. Mit vielen guten Vorsätzen aber trat er ins neue Jahr 1823 hinüber, das ihm nicht allein die langersehnte finanzielle Unabhängigkeit bringen sollte, sondern die letzte Vorbereitung zu seinem seelsorgerischen Berufe.

„Vor einem Jahre noch war ich stets kränklich und leidend, jetzt spüre ich seit langem keine Schmerzen mehr, bin gesund und munter. Damals nagte trüber Kummer und ängstliche Sorge an meinem Herzen, jetzt hoff' ich freudig auf die Zukunft und bereite mich mit Lust zu meinem künftigen Tageswerke vor. Freilich wird noch mancher Sturm über mich ergehen müssen, noch manche bittere Erfahrung mir den Weg weisen; was schadet's, wenn ich durch die Feuerprobe schreiten muß, um desto echter erfunden zu werden?“

Nun brachte aber das Jahr 1823 die erhoffte Wendung. Ein Berner Studienfreund Hugs, der damals in der Nähe des Genfersees als Hauslehrer angestellt war, beabsichtigte diese seine Stelle zu kündigen und bot sie dem Freunde als seinem Nachfolger an. Kurz entschlossen nahm dieser den Antrag an, trotzdem sein Vater ihm davon abriet und eher für ein Pfarrvikariat in der Heimat eingestanden wäre. Der Sohn schrieb darüber am 1. April nach Zürich: „Du selbst, geliebter Vater, nährtest früher die Neigung in mir, mich einst um einen Platz als Hauslehrer umzusehen. Die Zeit rückte heran, da ich consacriert werden sollte,⁷⁾ und Du entsprachest meinem herzlichsten Wunsche mit aller möglichen Bereitwilligkeit. Bis dahin bist Du also Hand in Hand mit mir gegangen; jetzt tritt eine Änderung der Meinungen ein, die natürlich von großem Gewicht in Beziehung auf Deine Ansichten seyn muß, da Deine Erfahrung und Einsicht in kein Verhältniß mit der meinigen zu stehen kommt. Ich möchte Pfarrer werden und in der That lieber auf's Land als in die Stadt. Ich sehe also die Wichtigkeit Deiner Gründe, heimzukehren und den angebotenen Platz jetzt anzunehmen, ein. Woher kommt es denn, daß ich mit großer Vorliebe für den geistlichen Stand dennoch nicht Deinen

⁷⁾ D. h. die Ordination zum Geistlichen empfangen.

Wünschen unbedingt folgen kann? Ist jene innere Stimme der Abneigung und die Stimme, die mich bis dahin so glücklich geführt hat, vereinigt mit Vernunftgründen nicht überwiegend genug, um mir von 2 Wegen, die ich nun zu wählen habe, dem, der meinen Wünschen am besten entspricht, zu folgen? — Mein weiterer Lebensplan, den ich mir schon seit Jahren, nur nicht mit so vieler Bestimmtheit, gemacht habe, ist nun folgender: Ich bleibe noch einige Jahre, 2 oder 3, fort; die Familie, in die ich treten soll, macht wahrscheinlich eine Ausnahme von denjenigen, wo ich zuviel Geschmack an Zerstreuungen erhielte. Zeit zum Studium wird mir ziemlich übrig bleiben nach dem Zeugnisse des vorigen Lehrers; ich nehme mir heilig vor, öfters zu predigen, im Sommer französisch, im Winter deutsch⁸⁾. Ich will, wenn ich auf dem Lande bin, mich hie und da unter den Bauern mit ihrem Wesen und Leben bekannt machen. Sind die 2 Jahre vorbei und zeigt sich dann in meinem Vaterlande eine Filiale oder eine Vikarstelle, so nehme ich sie mit Freuden an. Es ist mir gar nicht darum zu thun, bald eine größere Stelle zu haben und besonders, was dann geschehen müßte, mich bald zu verheirathen. Dann aber will ich mit freudiger Anwendung meine Kräfte, mit vermehrten Kenntnissen und Erfahrungen mich ganz dem heiligsten Berufe des Dieners Jesu hingeben.“

„Sollte ich binnen weniger Zeit bemerken, daß ich durch den eingeschlagenen Weg wirklich vom rechten Ziele abgewendet werde, so glaube ich, wäre es alsdann noch Zeit genug, Deine Wünsche zu befriedigen! Sollte ich aber verpflichtet werden, 4 Jahre an dem Platze zu bleiben, so nehme ich nicht an; ich sehe dieß dann für einen Wink der Gottheit an, seinem Rufe zu folgen und hätte alsdann niemandem Vorwürfe zu machen, wenn ich einer Last unterläge, zu der ich mich noch zu schwach fühle...“

„Mit frischen Kräften komme ich dann in 2 Jahren heim! Das wenigstens kann ich Dich versichern, daß dieses erste Jahr mich vieles entbehren lehrte, was ich früher nur ungern entbehrte; ich rauche nie mehr; in kleine Abendgesellschaften, wo man tanzt, gehe ich nie; ich freue mich, am liebsten bei Hause oder im Kreise der Geistlichen oder anderer Gesellschaften von Herren zu seyn. Ich rührte keine Karte mehr an und werde

⁸⁾ Die in Frage kommende Familie verbrachte die Wintermonate stets in Genf.

auch künftig nicht mehr spielen. Ich fand immer mehr Geschmack an den religiösen Versammlungen, und meine Liebe zum Stande wuchs, da sie doch eher hätte abnehmen können. Dieß alles ist kein Ruhm, doch muß ich der Wahrheit Zeugniß geben, da vielleicht dieses Zeugniß Dir den Kummer, mich ganz am Weltleben Gefallen nehmen zu sehen und dadurch zu meinem Berufe untauglich zu werden, entheben kann.“

„Ohne nach Reichthümern streben zu wollen, sehe ich es dennoch ein, wie nöthig, den Verhältnissen und dem Rang, den man einnimmt, gemäß es ist, ein gewisses Maß zu besitzen. Auch diese Vortheile sind, wenn schon von untergeordnetem Werthe, nicht zu übersehen. Ich habe nun viel aufgewendet; es ist Zeit, daß ich trachte, so viel an mir ist, es wieder einzubringen...“

„Ich ersehe von Dir ferner Deinen väterlichen Segen zu meinen weiteren Bestrebungen, und ich gelobe Dir vor Gott, dem heiligen Gelübde treu zu leben und stets dessen eingedenk zu seyn, was Du so warm mir als Deinen letzten Willen hinterließest. Gott erhalte Dich in bester Gesundheit. Grüße und küsse mir alle meine Geschwister. Dich umarmt Dein innig gerührter dankbarer Sohn
Johann Conrad Hug V. D. M.“

IV. Johann Conrad Hug als Erzieher in Lavigny.

Drei weitere Wochen verstrichen, bis Johann Conrad seinem Vater am 19. April 1823 von der Annahme der ihm durch Freundeshand vermittelten Stelle als Hauslehrer Kunde geben konnte. Nicht allein die finanziellen Bedingungen waren befriedigend geregelt, sondern, was weit wertvoller schien, die Eltern der zu unterrichtenden Knaben machten auf den nunmehr 24jährigen Zürcher Theologen den denkbar günstigsten Eindruck. Lavigny, die Stätte seiner künftigen Wirksamkeit, war ein kleines Dorf in der Nähe des Städtchens Aubonne. Dort bewohnte und bewirtschaftete ein Berner Patrizier, Herr D'Eclépens mit seiner Familie (die Hausfrau war eine geborene Tronchin aus Genf) ein ausgedehntes Landgut. „Es war Montags, den 29. sten Aprill“, so schreibt der junge Erzieher am 9. Mai 1823 nach Zürich, „als ich von Herrn D'Eclépens abgeholt, in einem Trädrigen Einspanner schnell nach Lavigny gebracht wurde. Ich sprach noch am Sonntage vorher mit

Frau D'Eclépens, die sich leider noch in Genf aufhalten muß, da sie sich nicht wohl befindet. Nachher wird sie in die Bäder von Aix reisen, und ich muß vielleicht noch für längere Zeit so ziemlich mir selbst überlassen seyn. Herr D'Eclépens, der mir übrigens sehr wohl gefällt, hat, da sein Schwiegervater und sein Schwager abwesend sind, ungeheuer viel zu thun und genießt selbst nicht der besten Gesundheit, ungeachtet er das Aussehen eines kraftvollen, starken, gesunden Vierzigers hat. . .“

In dieser Familie soll nun Hug zwei Knaben von 8 und 10 Jahren nicht allein unterrichten, sondern sie während des ganzen Tages beaufsichtigen. „Wir sind darüber einig, daß ich gemeinschaftlich mit der Familie und besonders mit der Gattin von Herrn D'Eclépens die moralische und religiöse Bildung und Besorgung der Kinder auch außer den Lehrstunden übernehme, daß ich selbst als Freund vom Hause und Glied der Familie angesehen werden solle, und daß gegenseitige Unterstützung in Handhabung des Befohlenen Statt finden solle. . .“

„Sie drangen natürlich darauf, daß alle Erziehung auf einer religiösen Grundlage beruhen, daß also das Kind schon frühe darauf hingeleitet werden müsse, alles, was es thut, aus einem religiösen Gesichtspunkte zu betrachten, und daß besonders alles Selbstinteresse von den Beweggründen seines Handelns und Wirkens ausgeschlossen seyn müsse.“

Nach diesen freimütigen Eröffnungen über die ihm auferlegte erzieherische Tätigkeit einigte man sich auch rasch und reibungslos über das Honorar, das für den Anfang auf 40 Louisd'ors festgesetzt wurde. Ferner wurde beschlossen, daß der Antritt der Stelle binnen wenigen Tagen zu erfolgen hätte.

Hugs neue Adresse lautete folgendermaßen:

„Mr. J. C. Hug, instituteur

chez Mr. de Gingins d'Eclépens, Lt. Col.⁹⁾

à Lavigny près d'Aubonne

Ctn. de Vaud“

In dem bereits erwähnten Briefe aus Lavigny, datiert vom 9. Mai, schildert uns Hug die ersten Eindrücke von seinem Landaufenthalt. „Herr D'Eclépens besitzt sehr große Güter,

⁹⁾ Lieutenant Colonel.

und eines davon ist 2½ Stunden von Lavigny entfernt, daher er sich oft entfernen muß. Seit ich hier bin, muß ich schon oft den Hausvater vorstellen; es kamen Freunde oder Bekannte, und ich war allein mit den Kindern.“

„Ich beschäftigte mich bis dahin vorzüglich damit, zu wissen, was die Knaben schon gelernt haben oder nicht. Sie gaben sich bis dahin nur mit dem Deutschen und Französischen ab; sie sprechen das erstere schon ziemlich geläufig und schreiben ziemlich orthographisch beide Sprachen. Ich bin jetzt gesinnt, einen etwas erweiterten Lehrplan vorzuschlagen. Täglich haben wir eine Stunde Religionsunterricht. Der jüngere Knabe Karl spielt alle Tage auch eine Stunde Klavier mit mir. Die beiden Knaben haben ziemlich ungleichen Charakter. Karl D'Eclépens hat den aufgewecktern, lebhaftern Geist, wird leicht zornig und ebenso leicht wieder gut. Er faßt alles, was er hört, mit der größten Leichtigkeit auf. Er ist sehr listig, ohne boshaft zu sein, sehr aufrichtig, scheint beim Tadel gleichgültig, ob es gleich innerlich wehe thut. Er sucht gerne durch Schmeichelworte zu erlangen, was man ihm nicht erlauben will. Sein Vater ist standhaft; ob es seine Mutter auch seyn wird, weiß ich nicht. . . Ich bemerkte mit Freude an ihm einen guten wohlthätigen Sinn, der gerne dem ärmern Bruder mittheilt, ob er gleich etwa glaubt, gegen Dienstbothen und andere abhängigere Leute sich Grobheiten herausnehmen zu dürfen. Ich will so weit als möglich dahin trachten, einen edeln Sinn in ihm zu nähren und besonders den Sinn der Wohlthätigkeit in ihm zu wecken, da er, besonders wenn sein nicht mehr sehr junger Oheim nicht heirathen wird, einziger Erbe von vielen Millionen Gulden seyn wird.“

„Ludwig St. Denys, jüngstes, verzärteltes Mutterkind, von ziemlich unbegüterten Verwandten Herrn D'Eclépens', ist sehr empfindsam, sehr Ledermaul, und nicht so geschickt als Karl, da er früher nicht sehr zum Lernen angehalten worden war. Es ist sehr schwer, ihn zu leiten; bis dahin bin ich wohlzufrieden. Er hat ebenfalls ein gutes Herz, ist gefällig, bei den Belustigungen aufgeweckt, nur neckt er gerne und reizt Karl zu oft; er ist sehr unordentlich, braust nicht auf wie Karl, hat viel Scham, und wenn man ihm etwas sagt, brechen sogleich die Thränen hervor. Es ist viel mehr bei ihm durch Güte als durch Strenge auszurichten. . . Er fragt nach jeder Lection ängstlich,

wie ich mit ihm zufrieden gewesen. Er lernt, um mir Freude zu machen, von Zeit zu Zeit mehr, als ich ihm aufgebe, und er scheint sich besonders dabei zu gefallen, daß ich ihn, wie er meint, selbst sein Pensum aufgeben lasse. . .

Im Innern des Hauses ist alles sehr einfach. Die Knaben sind gar nicht reich gekleidet, Herr D'Ecépens ebenfalls. Man ißt nur dreimahl des Tages: Morgens 8 Uhr Kaffee, Thee oder Milch, die Knaben ein Täfelchen Schokolat und Wasser und Brot. Mittags um 2 Uhr (vom Morgenessen an hat man nichts mehr) ein gutes Mittagessen mit einem herrlichen Glas Wein, ohne Nachtsch; des Abends um 8 Uhr Thee, ohne Butter. Von allem kann man in Hülle und Fülle haben. Diese Einfachheit gefällt mir sehr.

Morgens 7 Uhr lernen die Knaben in meinem Studierzimmer auswendig, um 10 Uhr gehen die Lectionen an bis 1 Uhr, und dann nach dem Mittagessen noch 2 Stunden. Dann gehe ich mit ihnen spazieren oder mache Spiele, oder wir turnen, da sie auch einige Maschinen (Geräte) haben.

Um dir einen kleinen Begriff von der Domäne zu geben, die Herrn Tronchin, dem Schwiegervater von Herrn D'Ecépens, einem Sechziger mit Jünglingsgesundheit und der sich den Sommer hindurch in Paris aufhält, gehört, so sage ich dir folgendes: das Wohnhaus ist sehr einfach, ziemlich groß; ganz nahe bei demselben in dem Baumgarten, der das Haus umgiebt, ist ein eigenes Backhaus — dann ist eine große Scheune mit 15 Pferden, etwa 30 Hauptvieh, ein großer Hühnerhof, ein Schafstall, ein Schweinestall, ein großes Haus, in dem der Pächter wohnt, dann ein großer Garten und Baumgarten unten am Hause — viel Neben, mitten darin ein eigenes Gebäude für die Jagdhunde, dann prächtige Matten mit großen Wasserleitungen — weiterhin das Eigenthum von Herrn D'Ecépens, die chaumière genannt, ein Wohnhaus und Scheune, 3 Rüche, viele Schweineställe mit ungeheuer großen Mutter Schweinen; ein Schwein, das neulich warf, ist aus Siam hergekommen und soll eine ganz neue Race in's Land bringen!“

Fünf Monate später, als er bereits mehr eingelebt war, schrieb Johann Conrad nach Hause: „Seit einem Monath ist nun ein dritter Bögling angekommen, ein zwölfjähriger Knabe, dessen Eltern in Berlin wohnen und preussisch geworden sind, ob sie gleich zur Familie Tronchin gehören. Sein Vetter, Herr

Tronchin Sohn, hat ihn hieher geführt, um ihm eine andere Erziehung geben zu lassen, als er bis dahin hatte; seine Kenntnisse sind sehr oberflächlich. . . Glücklicherweise lernt er ordentlich, er hat nur zu viel Ehrliche, denn er brüstet sich bei jeder Gelegenheit mit seinem Muth, seinem Eifer u. s. w. Sein Name ist Armand. . .“

Ohne Zweifel hatte der bisherige erzieherische Erfolg Hugs den äußern Anlaß dazu gegeben, auch diesen dritten Knaben seiner Hand anzuvertrauen. Er darf darum auch schreiben: „Mit den Eltern meiner Zöglinge lebe ich wie bis dahin immer im besten Verhältnisse; auch Familienangelegenheiten werden mir zutrauensvoll mitgetheilt. Noch nie sind wir über irgend einen Punkt ungleicher Meinung gewesen oder daß der eine Theil sich nicht mit dem andern verständigt hätte. . .“

Trotz dieses harmonischen Verhältnisses im Hause D'Ecépens fehlte es doch keineswegs an Enttäuschungen. Nicht nur daß die drei Knaben in- und außerhalb der Lektionen ihrem Lehrer viel zu schaffen machten — Ludwig litt von Zeit zu Zeit unter Tobsuchtsanfällen, gegen die anzukämpfen es beinahe kein Mittel gab —, sondern die dem Lehrer anfänglich zugestandene freie Zeit schrumpfte immer mehr zusammen: „Ich fühlte und fühle oft das große Bedürfnis, mehr Zeit zu haben. Ich könnte vielleicht weniger genau in der Aufsicht neben den Stunden seyn, aber dann wäre mir angst und bang; daher hatte ich großes Bedenken, allein des Sonntag's und Abend's einen meiner Bekannten in der Umgegend zu besuchen; sehr oft lief ich noch nach 8 Uhr Abend's nach Etoi ($\frac{1}{2}$ Stunde entfernt), wo ich dann durch Gesang und Scherz mich erheiterte und stärkte. Es ist fast unmöglich, daß ich mehr Mußezeit bekommen kann, denn wenn ich fortging, übernahm die treue Hausmutter selbst des Sonntag's die Kinder. Schon daß ich für jeden Schritt fragen muß, ist ziemlich peinlich, ob ich gleich weiß, daß man mir's nicht abschlägt. . .“

Es scheint indessen, daß es weniger am guten Willen der Herrschaft lag als an allzu großer Gewissenhaftigkeit und einer gewissen Angstlichkeit Hugs, wenn er sich so sehr ans Haus gebunden wähnte. Denn ein Vierteljahr später war es Herr D'Ecépens, der ganz aus freien Stücken dem Erzieher der ihm anvertrauten Knaben nicht nur eine ansehnliche Erhöhung seines Gehalts anbot, sondern sich auf dessen Ersuchen ohne

weiteres bereit erklärte, ihm zur Erfüllung seiner Berufspflichten (Weiterstudium, gelegentliche Predigten u. a.) mehr Zeit zur Verfügung zu stellen. Man war also mit dem unterdessen 25 Jahre alt gewordenen Erzieher mehr als zufrieden, so daß es weiter nicht verwunderlich erscheint, daß man ihm auf jede mögliche Weise entgegenzukommen bereit war. Angenehme Abwechslung brachte jeweils der Winter, wo die ganze Familie während einiger Monate im eigenen Hause in der Stadt Genf verweilte, die Hug in geistiger Beziehung ungleich mehr Anregung bot als das abgelegene waadtländische Dörfchen.

Oft genug beschlich ihn hier auf dem Lande eine trübe Stimmung, wenn etwa allzulange keine Post von zu Hause eintraf, wenn er keine Besuche von Freunden empfing, wenn auch seine Gesundheit etwa zu wünschen übrig ließ oder wenn es mit den Böglingen unangenehme Auftritte gab. Auch vermochte er sich gar keine klare Vorstellung von dem zu machen, was die Zukunft ihm einst bescheren würde. Einerseits drängte sein Vater beständig auf's Heimkommen und die Übernahme einer Pfarrstelle, während es dem Sohne damit gar nicht eilte, bevor er sich etwas Rechtes erspart und auch etwas „von der großen Welt“ gesehen hatte.

Als sein Trübsinn sich noch steigerte, in Hypochondrie und Pessimismus ausartete und Gedanken an frühen Tod ihn beschlichen, wußte Vater Hug kein besseres Mittel, als den Sohn zu einem längern Ferienaufenthalt „mit den Kindern“ nach Zürich einzuladen. Der Ausführung dieses Planes standen aber allzu große Hindernisse entgegen, so daß sie wenigstens für einmal verschoben wurde.

Am 18. Oktober 1825 schrieb Hug u. a. folgendes nach Zürich: „Ich bin also wieder fetter als letzten Winter, vielleicht auch mit besserer Farbe als früher. Ein Porträt könnte dir darüber nichts sagen (der Vater hatte offenbar ein solches zu haben gewünscht); das Beste wird wohl seyn, wenn ich einst wieder in Person mich bei euch einfinden kann. Wann dieß geschehen wird, das weiß ich nun nicht ganz recht. Die nahe Zukunft wird bald dieß Räthsel entschleiern. — Schon diesen ganzen Sommer hindurch dacht' ich eifrig daran, ob ich wohl nicht die Zeit bestimmen müsse, wo ich meinen Platz verlassen sollte. Ich sprach mit Hausheer (einem Freunde), bekam einen Brief von Grob, der mir besonders zeigte, wie viel mir noch

fehle, nur um mit gutem Gewissen das Evangelium predigen zu dürfen. Dieß reifte einst in mir den Entschluß, meinem Herrn in einem Briefe vorläufig meine Wünsche vorzutragen... Unterm 18. Juni schrieb ich unter anderm folgendes „Je prie Dieu tous les jours qu'il me donne toujours plus de zèle (in der Besorgung der Kinder) afin que quand le temps arrivera où je dois conduire tout un troupeau je ne sois pas retrouvé devant Dieu comme un ministre indigne de ma vocation. Je ne puis vous cacher que la responsabilité qui pèse sur moi dans la place que j'occupe maintenant dans ce monde, me fait souvent penser à la nécessité de la céder à quelqu'un qui fût plus digne de la remplir et qui avec plus de capacité pût encore trouver quelque temps pour se préparer à sa vocation principale, celle de son ministère qui demande des études bien plus approfondies, que celles que nos académies peuvent nous en donner. Les intérêts pécuniaires cessent devant des considérations d'une si haute importance; j'aime mieux rester pauvre et m'imposer tous les sacrifices temporels possibles que d'être un ministre sentant à chaque instant combien lui manque pour remplir dignement la plus belle, mais aussi la plus difficile de toutes les vocations.“

Auf diese feinfühlige Art suchte Hug seinen Herrn langsam darauf vorzubereiten, daß er nicht allzu lange mehr seine jetzige Stellung, an der er zwar persönlich sehr hange, beibehalten könne. Herr D'Eclépens antwortete ihm aus Vichy, wo er eben zur Kur weilte, folgendes: „Ce n'est qu'avant-hier, mon cher Monsieur, que j'ai reçu votre lettre. Je vous en remercie bien et cependant vous ne me croiriez pas si je vous disais qu'elle m'a fait plaisir; il vaut donc mieux vous avouer tout simplement qu'il y a fort peu de choses dans le monde qui put me causer une peine plus sensible que ce que vous me dites relativement à votre avenir, ou plutôt à notre avenir; Je respecte tout ce qui part de la conscience, mais je désapprouve votre manière de voir et de sentir; il me semble, et c'est ce que font souvent les très bonnes consciences, que vous allez un peu trop loin; mais nous en causerons, et si je ne le fais pas d'une manière entièrement impartiale, ce sera du moins à coup sûr, avec un bien sincère et bien tendre attachement pour vous...“

Bedurfte es noch eines schöneren Beweises für die Anhänglichkeit und das Vertrauen dieser welschen Familie gegenüber dem deutschschweizerischen Erzieher ihrer Kinder? Diesem Briefwechsel folgten bald mehrere mündliche Unterredungen, deren Ergebnis nicht etwa ein rasches Auseinandergehen war, sondern ein wohlüberlegtes und langsames Sichlösen von einem übrigens niemals schriftlich fixierten Vertrage. Die Bestimmung eines Nachfolgers wurde vertrauensvoll dem bisherigen Lehrer übertragen. Doch war dies keine leichte Aufgabe. Für die Eltern war dabei der wesentlichste Punkt die religiöse Einstellung des künftigen Erziehers. „Steife Orthodoxie — oder aber Unglaube; im Welschland gibt es kein Mittelding.“ Dabei hatte es aber Hug von jeher in kluger Weise verstanden, bei all seinem freien Glauben sich die Achtung der Familie D'Eclépens zu erhalten.

Eine dringende Bitte an seinen Vater, ihm bei der Wahl eines geeigneten jungen Theologen behilflich zu sein, blieb monatelang unerhört. Da unternahm es Hug schließlich, mit der Einwilligung seiner Herrschaft, Ende Mai 1826 selbst rasch (sofern dies mit Hilfe der damaligen Verkehrsmittel überhaupt möglich war) nach Zürich zu fahren, wobei er seinen Zögling Armand mitnehmen durfte. Über 4 Jahre lang war er nicht mehr in der alten Heimat gewesen, hatte keines seiner Lieben mehr gesehen. So durfte er denn im Vaterhause einige äußerst wohlthuende Tage verleben. „Ich kam, war glücklich und schied, und alles schien mir ein Traum zu sein, wenn ich nicht allzusehr empfunden hätte, wie freundlich es sich wohnet bei denen, welchen wir mit Leib und Seele angehören.“

Was aber die Hauptsache war: der Nachfolger hatte sich gefunden in der Person von Heinrich Denzler, eines Freundes von Hug. Doch konnte er sich nicht vor Oktober frei machen, und Vater Hug hätte es so gerne gesehen, wenn sein Sohn die eben frei gewordene Pfarrstelle in Austerlitz übernommen hätte. Johann Conrad fühlte sich indessen den Anforderungen, die eine große Gemeinde an ihren Seelsorger stellte, noch nicht gewachsen, um so weniger als er sich kaum von einem schweren Gallenfieber ein bißchen erholt hatte. Auch wünschte er sehnlichst, nach seinem Austritt aus dem Hause D'Eclépens noch einige Zeit in Genf zuzubringen und sich endlich einmal frei zu fühlen nach der langen ferienlosen Zeit in Lavigny.

Am 12. Oktober 1826 schrieb Hug seinen letzten Brief aus dem Waadtland. Kurz vorher ward ihm die Freude zuteil, seinen Bruder Jakob hier zu begrüßen. „Es that mir leid, ihn und seinen Freund so wenige Zeit behalten zu können. Ach wie gerne setzte man sich in ähnlichen Fällen über die Hindernisse weg, die uns so genußreicher Stunden beim Wiedersehen theurer Freunde und Verwandten in so beengenden Verhältnissen berauben... Jeden Tag wollte ich Dir, bester Vater, schreiben; Du weißt nicht, welch Vergnügen ich darin finde, aber seit meiner Krankheit pflege ich des faulen Körpers gar sehr. So oft ich mich an's Schreiben machen wollte, so ging's nicht weiter als bis zum Datum oder nur zum Federspitzen, und dann legte ich mich zur Ruhe... Herrn Denzler erwarte ich unfehlbar künftige Woche.“

*

Der Nachfolger kam nach Verabredung, und unser Briefschreiber durfte von dem allzu stillen Lavigny endlich sich verabschieden und es für mehr als ein halbes Jahr mit dem weit lebhafteren und geistig anregenderen Genf vertauschen. Wieder bezog er hier die Pension Grosjean, wo er schon vier Jahre zuvor von der feingebildeten Dame des Hauses so vortrefflich betreut worden war. Sehr anschaulich schildert er am 9. November die Zusammenkunft der Tischgesellschaft: „Wenn ich in's Charakterschildern der neuen Tischgenossen eintreten wollte, so könnte oft ein leichtfertiger Sinn mich verleiten, zu scharf zu beurtheilen, unchristlich zu seyn und mich mit Wohlgefallen zu beschauen, so daß die liebe Eitelkeit sich zeigen könnte und mir nicht erlaubte, in's theure Selbst zu blicken. Doch muß ich Dir wenigstens das Personale aufzählen, damit Du sehest, aus was für Ständen und Menschen die Tafel zusammengesetzt ist. Obenan sitzt ein abgelebter Franzose von vornehmer Extraction, der Welt nach wenigstens, ein Mann von 50 Jahren, der, wie er selbst sagt, gelebt und in französischem Leichtsinn die Revolution durchgemacht hat. Royalist in seiner Meinung, sinnlich in seinen Begierden, siech an seinem Körper, will er sich in Genf erhohlen. Er hat seine Tochter bei sich, die, 15 Jahre alt, um ihres Vaters Launen nachzuleben, sich von der Mutter trennen mußte und zur Verwunderung aller derer, die sie kennen, bescheiden, still und besonders ehrerbietig gegen ihren Vater ist, so wenig dieser sie schont, so schlecht das ihr gegebene Beispiel

ist. Es ist eine Französin, eine Pariserin! Aber eine wahre Perle unter dieser leichtfüßigen Menschenklasse... Nun kommt ein junger Deutscher, der um seiner Studien und zur Erhohlung auch in Genf ist. Er ist Kaufmann, aber besucht jetzt keine Handlung. Ein feinführender Mann von 26 Jahren. Ein deutscher, biederer Charakter, ein zuvorkommendes, anziehendes, bescheidenes Wesen. Religios in allem seinen Thun und Reden, der den guten Weg durch's Leben kennt. Ich finde, wir haben viele, einander ansprechende Seiten. Wir ehren uns schon und lieben uns von Herzen, denn unter gleichgesinnten Seelen ist man bald befreundet. Dieser Deutsche heißt Albert Blumenau, aus einem guten Hause von Altenburg in Sachsen... Dann kommt meine wichtige Wenigkeit. Wenn Du sie noch nicht ganz kennst, geliebter Vater, so sollst Du es hernach erfahren, daß sie Dir ein treuer Sohn seyn möchte, solange wir noch nebeneinander auf Erden wallen können...“

Der ganze Ton dieses Briefes läßt leicht erkennen, wie der Schreiber sich jetzt frei und wohl fühlte nach dem bisherigen Gebundensein in Lavigny. Und doch weilte der angehende Pfarrer durchaus nicht zu seinem Vergnügen in Genf; er wollte sich vielmehr auf seinen Beruf gründlicher vorbereiten und nahm deshalb die ihm hier gebotene Gelegenheit wahr, von Zeit zu Zeit zu predigen, das eine Mal in französischer, das andere Mal in deutscher Sprache. Nach der zweiten Predigt schrieb er an seinen Vater: „Es ging so so; zum Steckenbleiben kam's nicht und wird nicht so leicht kommen, aber daß ich mich schon einheimisch fühlte, daß nicht meine Gedächtnißschwäche mich tief beschämte, dürfte ich nicht sagen...“ Und in einem spätern Brief: „Am letzten Tage des Jahres habe ich also gepredigt und dießmahl mit weit mehr Sicherheit. Ich hatte meine Predigt 8 Tage lang fast den ganzen Tag hindurch gelernt. Eine unendliche Zeit, die mir wenig Muth macht, mich so bald an Schweres, starke Brust und gutes Gedächtniß Erforderndes zu wagen. Ich jage ihm nach, lieber Vater, aber ich bitte Dich sehr, mich nicht zu schnell zur Annahme einer Stelle zu bereden, die ich vorerst kennen möchte, um zu wissen, ob ich ihr gewachsen bin...“

Und wiederum zwei Monate später: „Letzten Sonntag predigte ich nach ziemlich langem Unterbruch über Joh. XX 19. Friede sey mit euch. — Frau D'Eclépens, Herr Tronchin und alle Kinder waren in der Kirche. Meine Schüchternheit fängt an

sich zu verlieren, aber ich habe stets eine Höllemühe, auswendig zu lernen. Die ganze Familie Tronchin hat immer viel Freude, mich zu sehen, und durch dieselbe genieße ich des Vorzuges, etwa in Gesellschaft der ersten hiesigen Familien zu seyn. Denzler befindet sich immer sehr wohl in Lavigny. Du scheinst in Deinem letzten Briefe zu glauben, daß ich vielleicht Lust hätte, als Pfarrer in fremdem Lande angestellt zu seyn. Diese Idee würde mir nicht ganz mißfallen je nach den Umständen und Bedingungen, aber glaube mir nur, auch auf einem Bauerndorfe in dem Kt. Zürich werde ich mich gewöhnen können, wenn es seyn muß. Wenn ich nur einmahl wüßte, daß ich mich ohne drückende Nahrungsorgen erhalten könnte. . .“

V. Absteher nach Paris. Wieder in der Heimat.

Aus der Auslandsstelle war nichts geworden, ebenso wenig aus der eines Feldpredigers in einem schweizerischen Regiment in Südfrankreich. Dagegen benützte Hug die Nähe der französischen Grenze dazu, vor der endgültigen Heimkehr eine Reise nach Paris zu unternehmen. Am 26. März 1827 konnte er von dort aus schreiben: „Auch ich bin in Paris, und das will gewiß nicht viel sagen, wenn man an die Unzahl von Fremden und Franzosen denkt, die hier aus so verschiedenen Zwecken aus aller Welt Enden zusammenströmen. Meine Reisegesellschaft, aus etwa 20 Personen bestehend, hielt ihren Einzug Sonntag Nachts um 10 Uhr, und bis wir unsere Schlafquartiere gefunden und die spärende Polizei uns alle für ehrliche Leute anerkannt hatte, war Mitternacht vorbei. . . Ich habe im Sinne, die hauptsächlichsten Kunstkabinette, Theater, Erziehungsanstalten zu sehen; das Übrige lasse ich flüchtig bei Seite, denn wer alles sehen möchte, hat nichts gesehen. . .“

Auf Grund von mancherlei Empfehlungsschreiben aus Zürich und Genf fand Hug herzlichste Aufnahme in Pariser Familien und gewann auf diese Weise in kurzer Zeit weit tiefere und wertvollere Einblicke in die gute französische Gesellschaft als mancher, der sich monate- oder jahrelang in der Weltstadt herumgetrieben. Auch ins Haus des Herrn Stapfer von Bern, ehemaligen Ministers der Eidgenossenschaft, wurde er eingeführt. Außerdem suchte er einen Verwandten auf, Großoheim, 80jährig, der einst in einem Pariser Handelshause an-

gestellt gewesen war und nun von der Firma eine kleine Pension bezog, mit der er sich samt seiner Familie notdürftig ernährte. Er nannte sich Hugo und versuchte durch Dokumente nachzuweisen, daß diese Namensform die ursprüngliche sei, Hug dagegen eine spätere Verstümmelung bedeute.

Nach seiner Rückkehr aus Paris hatte Johann Conrad nun doch das Gefühl, lange genug in der Fremde gewesen zu sein. Es zog ihn jetzt in seine alte Heimat und nach einem festen Wirkungskreis. Sein letzter Genfer Brief trägt das Datum des 26. Juni 1827. Er schrieb seinem Vater: „Wenn ich aus Deiner Schilderung von Deinem Lebensgang sehe, wie so vieles zusammentraf, das gerechte Wünsche vereitelte, wenn ich in der letzten Dir widerfahrenen Ungerechtigkeit einen neuen Beweis erblicke, sich nicht auf Menschen und Menschenrath zu stützen, so möchte auch hierin ein Grund liegen, warum ich nicht mit derselben Liebe an mein Niederlassen unter meinen Landsleuten dachte. In den Verhältnissen, in denen ich stehe und stand, bin und war ich geehrt und geliebt; man kam mir öfters entgegen, wo ich es am wenigsten erwartete, und das Zutrauen wuchs, je mehr man mich kannte. Da besonders in unserm Zürich die Weise, die geistlichen Plätze zu besetzen, höchst unbillig in so mancher Beziehung ist, und dem Wackern, seinem Amt treu Ergebenen nicht mehr Lohn zu Theil wird als dem Trägen und Lässigen oder von dem allen das Gegentheil geschieht, ging's mir wahrlich manchemahl schwer über's Herz, gleiche Schritte thun zu müssen und mehr von Vettern und Basen, mehr von glücklichen Umständen als von eigenem Diensteifer meine ganze künftige Existenz abhängen zu lassen. . . Doch nun ist mein Entschluß gefaßt, und wenn ich einmahl etwas festgesetzt, so führe ich es aus, wenn irgend die Umstände es erlauben. Zweifelhaft bin ich nur wegen der Zukunft, insofern ich zuerst sicherere Beweise haben muß, ob ich wirklich im Stande seyn werde, meine Pflicht als Prediger zu erfüllen. . . So sehr Du auch wünschen magst, Deinen Sohn predigen zu hören, so sehr es mir selbst eine Herzensfreude ist und so gerne ich Predigten abfasse, so wenig hast Du zu bedauern, noch nicht zu diesem Glücke gekommen zu seyn. O, wenn ich an meine Schwäche, an mein Elend denke, so sehe ich nur zu sehr ein, wie wenig ich noch im Stande bin, oder wie wenig ich je im Stande seyn werde, einer Gemeinde zu seyn, was ich seyn soll.

Solche und ähnliche Gründe bewogen mich alsdann, mich etwa bei Dir um Raths zu hohlen, was ich mit dem Französischen thun könnte. Du sprichst von einer Pension, und wenn ich je diesen Entschluß fassen sollte (was ich eben nur dann thun werde, wenn ich nicht Landprediger werden kann), so wäre dann natürlich eine gebildete, wohlunterrichtete, des Französischen und auch des Englischen kundige Gattin weit vorzuziehen. Deine Gründe, daß ein Frauenzimmer aus der Französischen Schweiz nicht zu einer Pfarrersfrau passe, sah ich stets ein, hätte aber wegen einigen Erkundigungen darüber mein Urtheil auch von Dir bestätigt haben wissen wollen. Was aber Heirathsgeanken betrifft, die man ja wohl in meinem Alter etwa haben dürfte, ohne getadelt zu werden, so mußte ich mich stets vor jedem ernsteren Schritte verwahren, eben weil ich, wie Du einsehst, sonst Vaterland und vielleicht, was noch trauriger wäre, meinen Stand als Geistlicher für immer aufgeben müßte, wenn ich in irgend eine Verbindung träte, die mich zeitlebens an eine Genferin oder Wadtländerin fesselte. . .“

Und nun vergingen wieder fünf Monate. Johann Conrad Hug war unterdessen heimgekehrt und hatte in Dübendorf bei Zürich eine erste vorläufige Praxis als Geistlicher angetreten. Von hier schrieb er seinem Vater am 29. November 1827: „Bei der großen Lust, die ich hätte, Dir eine Epistel nach alter Gewohnheit zu senden, da es mir als nun installirter Pfarrvikar gar nicht an Stoff fehlte, muß ich denn mich doch mit einem gewissen Maß und Ziel begnügen, damit mir auch noch Zeit bleibe zu andern Briefen und Dir genug, um beim Mittagessen meine Nachrichten aufzutischen. Geht es Euch allen so gut wie mir, so kann ich herzlich zufrieden seyn. Wohl eingehauset im stillen, heimlichen Stübchen, fehlt mir außer denen, die ich liebe und nun missen muß, nichts, das mir die Zeit lang machen würde. . . Nach herzlicher Bewillkommnung ward mit Hülfe der kleinen Kleophea Bremi bis 8 Uhr alles ausgepackt und versorgt. Am gleichen Abend sah mein Zimmer aus, als ob ich schon längst darin gewesen wäre. Samstag Morgen's war schon eine Pastoral- und Schulscene, die mir sogleich viel zu schaffen gab. Nicht daran zweifelnd, daß Herr Dekan werde Sonntags predigen, fragte ich ihn um 11 Uhr, was er zu thun gesinnt sey. Er wünschte, daß ich's thue. Nun war den ganzen Nachmittag, Abend, bis in die Nacht und den folgenden Morgen

von nichts als von Lernen die Rede. Glücklicherweise daß die Predigt gemacht war. Ich hielt sie unerschrocken und konnte sie besser, als ich erwarten durfte. Die Lücken füllte ich, wie es gehen mochte. . . Es bleibt mir Gott sey Dank Zeit zum Studium. Bleib' ich gesund, so könnte ich mir's nicht besser wünschen. Der Schnee verbannt jeden Gedanken an baldiges Wiedersehen, doch vor dem neuen Jahr muß es doch noch einmal seyn. Dank, herzlichen Dank für alle Gaben am Conradstag. Ich hätte geschwind zu euch fliegen mögen. . . Ich vermissе die Musik, und Solosingen mag ich nicht gern. Doch diesen Abend, als es so gräuliche Flocken gab, sang ich wohlgemuth im Zimmerchen. In Ermanglung einer Französisch redenden Person hatt' ich eifrig Selbstgespräche, die höchst possierlich ausfallen. Ich lade euch nicht ein, zu mir zu kommen, da ihr schon herzlich eingeladen seyd.“

So lag denn also der lange gefürchtete Anfang hinter ihm, und er schien nicht wenig verheißungsvoll zu sein. Nicht allein in der Kunst des Predigens machte Hug Fortschritte, sondern er nahm sich auch eifrig der Schule an und durfte bald melden, daß die Kinder ihm ihre Liebe und Aufmerksamkeit schenkten. Troßdem versäumte er keine Gelegenheit, sich umzusehen, ob nicht irgendwo eine verwaiste Pfarre einen Hirten suchte. So hoffte er u. a. nach Rorbas zu kommen, doch zerschlug sich der Plan wieder. Unterdessen hatte sich der Vikar Hug mit Caroline Benner von Mülhausen verlobt¹⁰⁾ und bat nun seinen Vater eindringlich, ihm über das ihm zustehende Vermögen volle Klarheit zu verschaffen. Dieses ist der Inhalt des letzten, vom 17. Februar 1828 datierten Briefes.

In diesem selben Jahre wurde sein damals schon 52jähriger Vater als Pfarrer nach Wehikon berufen. Der Sohn aber wurde bald darauf in Buch a. Arhel fest angestellt, wo bis zum heutigen Tage so mancher junge Theologe seine ersten Erfahrungen im schweren Amte gesammelt hat. Hug blieb dort mit seiner jungen Frau bis 1834, und von diesem Jahre ab versah er 28 Jahre lang die Pfarrei in Dübendorf, in der letzten Zeit als Dekan des Kapitels Aster. Er starb in Zürich im Jahre 1867 und hinterließ zwei Söhne, die beide klassische Philologie

¹⁰⁾ Caroline Benner war nach dem frühen Tode der Frau Barbara Hug im Pfarrhause zum Kreuz in Zürich eine Art Hausdame gewesen. Sie starb im Jahre 1820.

studierten. Der ältere, Dr. Theodor Hug, wurde zuerst Professor am Gymnasium zu Schaffhausen, später an der Kantonsschule in Zürich, und starb 1889. Der jüngere, Dr. Arnold Hug, war zuerst Lehrer am Gymnasium in Winterthur, später Professor und Rektor an der Zürcher Hochschule, und starb im Jahre 1895.
